



# Maria Thurnheer

Erzählung von Paul Isg.

(Fortsetzung.)

**I**n der Nähe des Klosters setzten wir uns auf den Rain und sahen mit kundigen Augen auf das liebe Städtchen hinunter, in dem wir bald einmal zu hohen Ehren und Rechten gelangen wollten. Maria hatte den hellen Umlauf frühehaft zurückgeschlagen, die edelgeschwungenen Beine aufgesetzt und hielt die Knie mit beiden Händen fest umschlungen. Ich mußte sie zuweilen doch wieder mit einem schnellen Seitenblick mustern, um mich bis auf den Grund zu überzeugen, daß es in Treustadt kein feineres Mädchen gab als sie, die ich stolz wie keiner mein Schätzchen nennen durfte. Nein, sie brauchte wahrlich nicht bange zu sein! Auch konnten ihrer Gefälligkeit die vielen wohlwollend prüfenden Blicke von Jünglingen und Männern, die ihre schnellreisenden Reize spürten, nicht entgehen. Da wäre noch mancher an meiner Statt gern Lehrmeister geworden. Von unseren Empfindungen, der ahnungsvollen Gegenwart und Nachbarschaft unserer Seelen und Sinne mußten wir einander nichts zu sagen; dafür gab es noch keine Worte. Zwar waren wir keine Kinder mehr, das spürten wir im Stocken und Stürmen des Blutes, wenn wir uns zufällig berührten oder bei einer heimlichen Betastung ertappten. Nur selten kam noch die unbefangene kindliche Traulichkeit zum Vorschein, und doch konnten wir uns kaum lassen, so innig hing eines am andern. O heilige Liebe, wie rätselhaft verschleiert sind deine Züge, wie verhalten widerstrebend deine ersten Schritte! Es ist, als ob die Herzen sich be-

wahren müßten, damit der Duft der Unschuld nicht so bald entweiche.

Hingegen sprachen wir bald gleich tollkühnen Anarchisten von unserer Zukunft, der großen Zeit, wo uns keiner mehr befehlen konnte.

„Ich weiß schon alles,“ erklärte ich mit finsterner Entschlossenheit. „Zwei Jahre dauert die Realschule; dann kommt man in die Lehre, und wenn einer gute Zeugnisse hat, wird er mit Achtzehn schon Buchhalter oder Korrespondent und kann heiraten.“

du, nach der Konfirmation kann ich auch schon Geld verdienen. Ich freu' mich drauf. Die Mutter hat mir versprochen, daß sie selber mit Hirsch Senior reden wird, damit ich einen guten Platz bekomme.“ Ihre Miene war plötzlich wieder eitel Selbstvertrauen, als fühle sie, daß man ihr später nicht leicht etwas abschlagen werde. Später, später! Eben das schuf ihr die Not der Ungebild. Sie war ja zu allem schon reif und bereit. „Aber in welches Geschäft willst du denn eintreten?“ fuhr sie, das Feuer schärend, fort. „In der Bleiche haben die Behrlinge von Anfang an Lohn. Denk dir, der Herr Schildknecht ist sogar gleich nach der Lehre Fergger geworden und verdient jetzt im Jahr 4000 Franken. Ich hab's vom Vater. Denk doch — viertausend! Das macht im Monat über dreihundert und im Tag fast dreizehn Franken. Die Hälfte tut man auf die Bank; dann gib't's Zinsen, und wenn man genug hat, kann man ein eigenes Haus bauen. Gerade so hat's der Kassierer Wankel auch gemacht.“



Geldwechsler. Deutscher Holzschnitt aus dem XVI. Jahrhundert

wenn er will. Zur Bekräftigung dessen grub ich einen Stein aus und schleuderte ihn über den höchsten Baum, den ich vor mir sah. Das war so gut wie das schwungvollste Geständnis der Liebe und Treue.

Maria blickte mit fernsüchtigen Augen, gleichsam über lange Zeiten der Trübsal hinwegleitend nach dem jenseitigen Ufer, das noch verheißungsvoll im Glanz der untergehenden Sonne strahlte, und sagte leise, das Schicksal beschwörend: „Bis dahin find's ja nur noch fünf Jahre. Und weißt

Darunter tat sie's nun einmal nicht. Sahen wir keine Schranken dort oben? Tod, Krankheit, Wechsel der Gesüße und andere Anfechtungen — kam das in jener Rechnung nicht vor? Wohl, gläubig legten wir allen Eiser, alle Zuversicht zusammen und schufen ein Heiligtum, in dem wir andächtiger knieten als in jedem andern. Und dennoch gab es eine dunkle Beschwörung, der wir uns nicht erwehren konnten. Na, schon damals! Nur was es war, begriffen wir nicht. Und heute? Ach, die Gezeichneten alle wissen endlich nur eins: früh, lang

vor Tagesanbruch geht das Schicksal ans Werk.

Unten kamen und gingen die Abend-schiffe; nur noch wie ein Wimmern klangen ihre Glocken zu uns herauf. Doch an den wehenden Flaggen erkannten wir „woher der Fahrt, wie Rom und Art“.

„Ich möchte am liebsten ganz weit fort,“ seufzte Maria, von den Bildern der Reise ergriffen. „So wie Berta Zillig — die durfte an den Genfer See in ein feines Pensionat. Wie schön muß das sein, wenn man auf einmal ganz andere Menschen und Gegenden sieht. Nichts mehr von daheim, von dem Bleichevolk und dem Maschinenlärm. Ich glaube, anderswo könnte ich in einestfort singen, lachen und tanzen.“ Ganz wir wurde mir dabei vor unerfüllbarer Sehnsucht. „Daheim,“ fügte sie bitter verabscheuend hinzu, „habe ich bald keine gute Stunde mehr. Immer das gleiche... pugen, nähen, austräumen, abwaschen; der Vater postert herum und läßt einem nicht das Mindeste durchgehen. Nirgends darf man hin, und wenn man nur ein Buch in die Hand nimmt, gibt's gleich Habichtsaugen: „Was ist das wieder!“

Das schmerzliche Sichreden und Flügel-schlagen einer gefangenen jungen Seele — — nichts Ergreifenderes gibt es. Eine Welle blieben wir beide stumm vor Ratlosigkeit. Dann suchten wir in dem Häusermeer nach Dächern, unter denen wir uns ein anderes, beneidenswertes Leben vorstellten. Die schönsten Willen mit großen Gärten lagen an der Bogteifstraße; aber auch unten am See, nach Horn zu, gab es stattliche Besitzungen. Wo aus grünem Eiland, kaum mehr sichtbar, ein roter Giebel blinkte, gab es zu raten, zu deuten. Es war doch merkwürdig, wie gut Maria schon über die reichen Treustädter Bescheid wußte.

„Würdest du mich auch heiraten, wenn du zum Besspiel der Sohn von dem Obersten Kern wärest?“ forschte das ruhlose Wesen weiter. „Das ist doch der große Mann mit dem schneeweißen Bart, weißt du, der alle Tage an der Bleiche vorbeireitet. Sein Haus ist das schönste in der Stadt. Ich stand einmal an Bitter, als er gerade herauskam; da nickte er mir freundlich zu, und ich dachte ganz ausgegert, wenn er jetzt absteige und fragte: willst du als Tochter zu mir kommen? Das haben schon viele Reiche gemacht, wenn sie sonst keine Kinder bekamen. Und reiten möchte ich fürs Leben gern. So wie die Hollenmännchen, die ein kostbar-schwarzes Pony haben. Gestern begegnete ich der Ina und dann tat die Hochmutsnärrin, als sehe sie mich nicht. Tha, sie war ja doch die Dummste in unserer Klasse! Ich dachte mir, ihr Vater müßte einmal radikal fallieren. Dann würde ihr der Hochmut schon vergehen. Aber sobald ich selber Geld verdiene, laufe ich mir nichts als Lotterielose. Immerzu. Einmal müßte man doch auch Glück haben, meinst du nicht? Ach, arm sein und sich alle Tage plagen müssen, wie langweilig!“

Das waren die Sprünge ihrer Phantasie, darin ich es ihr bei weitem nicht gleich tun konnte. Zu diesen Gespinnsten griff sie die Fäden nur so aus der Luft, — ein Blick, ein Wort genügte, und schon flog das unbefriedigte Herz auf Rundschiff aus.

Gesteh nur die Wahrheit alter Gesellen! Mir trieb sie's immer noch nicht toll genug. Am schönsten war sie nun einmal, wenn sie sich gegen ihr Los auflehnte und mit

fliegenden Fingern zerpflückte, was ihr in die Hände fiel. Lauter Empörung die Blicke, die Lippen, die Pulse; selbst die losen Nackenhaare schienen Trotz zu sprühen. Dann geriet ich hellauf in Brand, obwohl ich ja vorerst allen Grund hatte, mit meinem Los zufrieden zu sein. Aber daran war nichts mehr zu ändern: meine Gefühle taten Soldnerdienste in Marias Reichen, und von ihren Wegen hing es künzig ab, ob ich mich für eine gute oder schlechte Sache schlug.

„Oh! wir uns an jenem Abend trennten, gab sie mir noch ein deutliches Zeichen ihrer Entschlossenheit.“

„Wenn ich es daheim nicht mehr aushalte, mache ich es wie du und laufe fort. Deine Mutter würde mir schon helfen. Ich könnte ja ausschneiden und nachsticken, damit sie meinetwegen keine Kosten hätte. Oder glaubst du, sie täte das nicht?“ fragte sie so gespannt, als dächte sie den Plan schon am nächsten Tage auszuführen.

„Es kann schon sein,“ stammelte ich erschrocken; „aber wenn dann dein Vater läme, um dich zurückzuholen? Dann müßte sie dich ja doch wieder hergeben.“

„Nein, eher würde ich durchs Fenster

## Wunsch

Vom großen, lauten Schwarm entfernt  
möcht ich so gerne sein...  
wo einsam er das Schweigen lernt,  
der Mensch, mit sich allein.

Im Waldesrauschen einer Welt,  
wo reines Leben lacht...  
und alles von der Seele fällt,  
was uns zu Sklaven macht.

Ludwig Praff

springen, als mitgehen!“ erwiderte sie, fern von mir, ganz versunken in die furchtbare Möglichkeit. So merkte sie mein Entsetzen nicht, obgleich ich mich lange nicht davon befreien konnte. Erst als sich zum Abschied unsere Hände suchten und eine Welle verlegen schwingend ineinanderlagen, gab mir die Liebe das himmelhohe Wort ein: „Komm du dann nur, gest! Meine Mutter hilft dir gewiß.“

Und alle Glocken läuteten in unsern hungervermähten Herzen.

Das große Naturereignis meiner Jugendzeit war jener von Frost und Eis starrende Winter Anfang der neunziger Jahre, der den Treustädter See von einem Ende zum andern zudeckte. Nur die ältesten Anfassern erinnerten sich einer totalen „Seegefrörne“. In vergifteten Kalendern hatten wir gelesen, wie das Volk Anno 1830 aus Rand und Band geriet, die Reichen in zweispännigen Schlitten von einem Ufer zum andern tollten und sogar die Ärmsten, denen zu Hause der Ofen kaum warm wurde, wenigstens die Narrenschiffen auf dem Eise mitmachten. Uns klangen diese Berichte märchenhaft. Das mußte eine Zeit der Wunder gewesen sein, mit der die unsrige leider keine Ähnlichkeit hatte. Umso größer war der Jubel, als das Unerwartete eines Tages mit Händen zu greifen war. Schnell wie ein Kriegsruf verbreitete sich die Kunde im ganzen Land und weit darüber hinaus; die bescheidenen Gast-

höfe der Uferflüchtigen waren in wenigen Tagen gestürzt; es wimmelte von großstädtischen Sportsleuten, deren Kostüme und Kunststücke die Einheimischen mit Bewunderung sahen. Aus allen Anstalten zum Genuß der Winterherrlichkeit sprach eine phantastische Aufregung; das Gefühl: strömte herbei, eh' der Zauber schwindet — beherrschte groß und klein. Nicht bloß reiche und arme Tagelöhne ging das an. Biedere Handwerker, die nicht leicht eine Stunde in den Wind schlugen, eingefleischte Stubenhocker und Federstecher, zimperliche Jungfern, ja sogar ungelente Bauernknechte schnallten sich Schlittschuhe um, um die Illusion der Flügelkraft, die rieselnden Schauer der Gefahr zu erleben. Das „Baumachen“ riß in allen Berufen ein, und weil das Naturwunder auch diesmal mit der Fastnacht zusammenfiel, kam die bürgerliche Ordnung beträchtlich ins Wanken. Aus den Wirtschaften schallte fast ununterbrochen der Lärm von liederlichen Gesellen, die ihren Unfug trieben und sich bei allen Schandthaten dreist auf die altverbürgte Fastnachtsfreiheit beriefen. Am schwersten hatten es wohl die Lehrer, ihr Regiment aufrechtzuerhalten. Die mußten denken,

es sei plötzlich eine Hustenepidemie ausgebrochen, so schnell häuften sich die verdachtregenden Absenzen. Mit dem pflichtgetreuen Rest mochte auch nichts Bescheites anzufangen sein. Die jungen Geister flogen heimlich aus wie zu einem Hezenabbat. Da kam zu ihrem Heil ein kluger Schulrat auf den Gedanken, der harrenden Jugend in Anbetracht der besonderen Zeitläufte eine außerordentliche Ferienwoche zu gewähren. Ob das heute, im Zeitalter des Kindes, auch noch möglich wäre? Aber erst durch diese Verfügung wurde die Geförne zu einem bunten, wimmelnden, herzerquickenden Volksfest. Die Freude übertraf alle Erwartungen. Am frühen Morgen schon war die Treustädter Bucht

weit über den Hafen hinaus belebt von dem verwegenen Böcklein. Die Mädchen erschienen meist in reizenden Mastentümmen, gejagt und geplagt von ihren ewigen Widersachern, welche als Narren, Indianer und Teufel verkleidet, mit gräßlichen Darven, die drohend geschwungenen Schwertschlägen oft genug auf die Verfolgten niederhauen ließen. Mochten die Behutsamen den Hafen hüten, der mütterlichen Mahnung aus eigener Furcht gehorsam, zagend bei jedem Schritt und fliehend vor dem Donner des berstenden Eises; aber die echten Menschenkinder verlockte des Feldes unermessliche Weite, das von rofigen Rebellen verhüllte Jenseits! Hellauf blühte der kindliche Mut im Wettlauf über die Schründen und hinaus in die Schauer der Einsamkeit, wo weder Land noch Menschen mehr zu sehen waren. Dergleichen hatten die wohlhabenden Bürger von Treustadt, weithin bekannt und verschrien wegen ihrem Hang zu besonderen Anlässen, in diesen Tagen mit Bällen und anderen Festlichkeiten dem Bögen Karneval mehr geopfert als in zwei Jahren gewöhnlicher Obervanz. Unter den im Raufreiß prangenden Alleen der Seestraße sah man die bemalten Patriererschlitten — die Anfassern in kostbare Dedon und Pelze gefüllt, ihren Reichtum stolz zur Schau stellend, rosig angehaucht von dem durchdringenden Strahl der Winterpracht.

Mir war diese berauschte Freiheit leider nicht mehr vergönnt. Nach knapp einjährigem Reaschulbesuch mußte ich der

Beifung des alten Thurnheer doch noch folgen, vorzeitig auf Broterwerb ausgehen. Als Ausläufer eines Handelslaufes fing ich an, gewann aber bald das Vertrauen meiner Herren, und mit 17 Jahren war ich der Selbsterhaltung schon in bescheidenem Umfang mächtig. Im Grunde durfte ich also mit meiner Laufbahn zufrieden sein. Niemand war es mehr als meine Mutter, niemand weniger als Maria Thurnheer. Das fühlte ich, lange bevor sie es mir zu verstehen gab. (Fortsetzung folgt.)

## Japans Volkswirtschaft.

Von Adolf Werner.

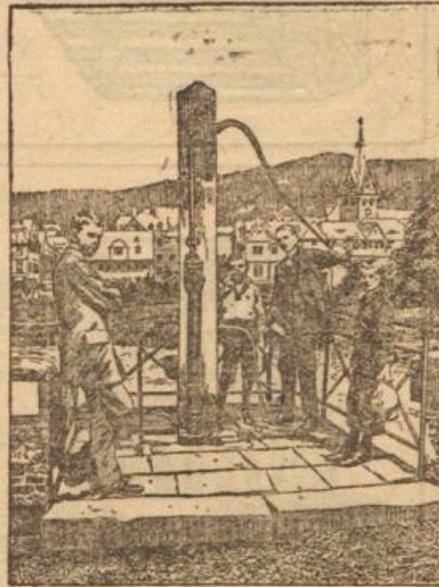
Die jüngsten Ereignisse im fernen Osten lenken wieder die Aufmerksamkeit auf das Reich der aufgehenden Sonne, das nach militärisch nebensächlichen Expeditionen gegen Kiautschou und die deutschen Südsee-Kolonien eine fast neutrale Haltung eingenommen hatte — jedenfalls eine Haltung, die nicht feindselig gegen Deutschland war als die der Vereinigten Staaten, das sich aber jetzt zu einer aktiveren Beteiligung am Weltkrieg entschlossen hat. Japan gebent im Einverständnis mit der Washingtoner Regierung und in Verbindung mit China die Gegner der bolschewistischen Regierung in Sibirien zu unterstützen, um die Möglichkeit zu verhindern, daß Deutschland über das jetzt neutrale Rußland seinen Einfluß in Mittel- und Ostasien geltend macht. Es bleibe dahingestellt, ob sich hinter diesen offiziell angegebenen Motiven nicht mindestens auf Seite der Verbündeten Japans der Wunsch versteckt, durch eine wenigstens teilweise Wiederaufrichtung der Ostfront deutsche Truppen von der Westfront abziehen.

Japan ist sehr verschieden beurteilt, bald maßlos überschätzt, bald als unbeachtlich verschrien worden. Zu Kriegsbeginn wurden Japaner in den Straßen Berlins von der kriegsbegeisterten Menge auf die Schultern gehoben und als Verbündete gegen Rußland gefeiert. Kaum vierzehn Tage später lief die japanische Kriegserklärung ein und begann die Belagerung Kiautschous. Die Bierstrategen lassen es sich mit diesem brillanten Hereinfall noch nicht genug sein. Sie haben von einem Gegensatz zwischen Japan und den Vereinigten Staaten. Auch die Hoffnung ist, wenigstens für die in jetzigen Zeiten allein bedeutungsvolle Gegenwart, ein holder Irrwahn. Ein Blick auf die japanische Volkswirtschaft mag die Grenzen japanischer Macht zeigen und die dadurch gegebene Bestimmtheit seiner Politik verdeutlichen.

Die Annahme eines baldigen Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten geht von der Ueberückelung des ostasiatischen Inselreiches aus. Tatsächlich ist der Spielraum dem sich rasch vermehrenden japanischen Volk bedenklich eng geworden. Japan hatte mit seinen 53 Millionen Einwohnern weniger „Seelen“, um in der Sprache der Bevölkerungsstatistiker zu reden, als Rußland, die Vereinigten Staaten und Deutschland, dagegen mehr als Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich. Diese absolute Zahl sagt aber noch nicht genug. Wichtiger ist, daß auf den Quadratkilometer 139 Einwohner kommen gegen 144 in England, 125 in Italien und 124 in Deutschland, um nur die dichtestbevölkerten Großmächte herauszugreifen. Und die Bevölkerung steigt rapid. Nirgends, außer in Rußland, ist der Geburtenüberschuß größer als in Japan. Das Mißverhältnis zwischen Bevölkerungszahl und Bodenfläche wird dadurch trasser, daß der gebirgige Charakter des Landes den kulturfähigen Boden weiter verringert. So hat sich eine Zwergbauernwirtschaft entwickelt.

Mit unermüdblichem Fleiß wird aus dem Lande herausgeholt, was irgendwie zu gewinnen ist; eine sprichwörtliche Bescheidenheit in der Lebensführung erlaubt mit Reis und Sake (dem japanischen, aus Reis gewonnenen Nationalgetränk) das Leben zu fristen. Aber die Rehrseite der Medaille zeigt zwei Bilder: einmal ist die Sparfähigkeit sehr gering, ein gewichtiger Umstand, der in die internationale Politik hineinspielt, und dann drängen jährlich Tausende nach neuem Siedlungsland.

Der Strom der Auswanderer ging erst wahllos überall hin, wo billiger Boden oder hoher Arbeitslohn winkten. In neuerer Zeit ist aber die japanische Regierung eifrig bemüht, mit Hilfe der Auswanderer die politische Durchdringung des ostasiatischen Festlandes zu fördern, das militärisch leicht zu beherrschen ist und dessen Boden gerade das birgt, was Japan am bittersten entbehrt: Eisen. Unzählige japanische Handelsleute gehen nach China, wo sie, der einheimischen Bevölkerung durch ihre Sitten nahe verwandt, rasch in den Kleinhandel eingedrungen sind, Vindeglieder zwischen den Europäern in den großen Handelsstädten und der Bevölkerung des flachen Landes werden und allmählich in die Sphäre des Großhandels eindringen, immer eifrig unter-



Mineralwasserpumpe in Stein bei Nassau

stützt von ihrer Regierung, die eingebend des alten Spruches, daß der Handel der Flagge folgt, mit der Subventionierung japanischer Schifffahrtlinien nicht knaufert und auch mit Befriedigung das rasche Wachsen der japanischen Handelsflotte feststellen kann. Hand in Hand damit geht eine eifrige Kulturpropaganda. Kaum sind die Japs der europäischen Schute entwachsen, so gehen sie als Behrmeister nach China. Der Verein für die Länder mit der gemeinsamen Kultur Ostasiens hat in mehreren chinesischen Städten Schulen für japanische Jünglinge gegründet, die hier nicht nur Chinesisch lernen, sondern sich auch in Chinesische Sitten und Sitten einleben und Chinesische Kleider tragen müssen. Nach drei Jahren gehen die Absolventen in das Innere Chinas als Agenten des japanischen Handels und — der japanischen Regierung, beauftragt, alles für die wirtschaftliche Durchdringung Chinas wertvolle Material und alle für ihre Regierung wertvollen Informationen sorgfältig zu sammeln. Umgekehrt erfahren hundert junge Chinesen ihre militärische Ausbildung in Japan und die Zahl der zum großen Teil mit Stipendien unterstützten chinesischen Hochschüler in Japan zählt nach Tausenden. Welche große Rolle diese jungen Leute bei den



Alter Venetianischer Druud  
(Illustration zum 97. Psalm)

letzten vom Süden Chinas ausgehenden Revolutionen gespielt haben, die zum Sturz der Mandchudynastie und zur Proklamierung der Republik führten, ist wohl noch allgemein in Erinnerung. Doch läßt sich in letzter Zeit eine merkwürdige Gegenströmung feststellen, an deren Spitze die unter amerikanischem Einfluß ausgebildete chinesische Jugend steht. Auch sind die Japs in China durchaus nicht beliebt und als „rote Teufel“ verschrien. Das sieht sie aber nicht sonderlich in ihren guten Geschäften an.

In der Beschränkung auf die politische und wirtschaftliche Durchdringung Ostasiens zeigen sich die Japaner als Meister, das begrenzte Ziel bleibt noch immer riesengroß. Die Einschränkungen, die einzelne Staaten der nordamerikanischen Union, besonders Kalifornien, Australien und Kanada über die Einwanderung von Gelben, also auch von Japanern, verhängen, verletzen den nationalen Stolz, führen also sehr leicht zu erbitterten Zeitungsfehden, aber berühren kein Lebensinteresse. Wenn zwischen Japan und den Vereinigten Staaten einmal Krieg ausbrechen sollte, so dürfte der eigentliche Konflikt um die Beteiligung am chinesischen Geschäft gehen. Heute, da sich die Vereinigten Staaten ganz gegen den Atlantischen Ozean zu orientiert haben, ist das Gefühl zurückgebrängt, daß sie als größte Küstenmacht des Stillen Ozeans dort ihr eigentliches Tätigkeitsfeld haben. Aber es kommt wieder und damit die Unbehaglichkeit über das junge asiatische Inselreich, das sie selbst aus dem Dornrosenschlaf geweckt haben und das heute als ihr Nebenbuhler auftritt. Aber dieser Gegensatz darf nicht als Dogma behandelt werden; er kann, muß aber nicht zur kriegerischen Auseinandersetzung führen. Die Vereinigten Staaten haben in Südamerika und im südlichen Ostasien, die Japaner im nördlichen Ostasien ein so weites Tätigkeitsfeld, daß es Generationen zu seiner Bestellung brauchen wird.

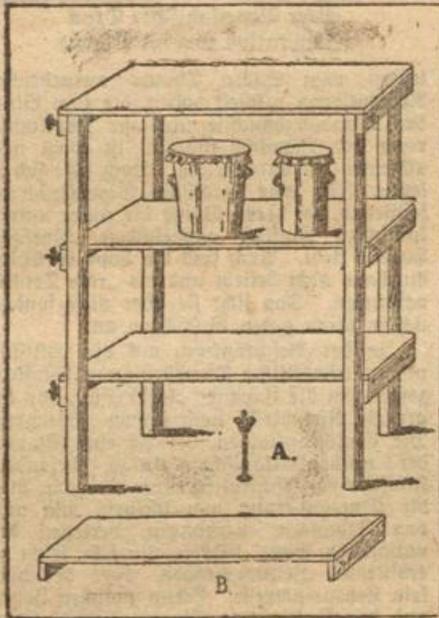
Der wichtigste Grund aber, daß in absehbarer Zukunft eine kriegerische Auseinandersetzung mehr als unwahrscheinlich, ja unmöglich ist, ist die Armut Japans. Der Japaner arbeitet und spart wie eine Biene, und die Einlagen bei den Banken und Spartassen wachsen. Aber seine Entlohnung ist zu gering, um ihn mehr als einige Spargroschen zurücklegen zu lassen. Die große Menge der in Landwirtschaft und Fischerei tätigen Bevölkerung lebt natural wirtschaftlich, deckt mit ihrer Hände Arbeit den eigenen Bedarf, verkauft aber wenig und kann darum auch nur wenig Geld anhäufen. Bis vor kurzem war Japan durchaus von seinen ausländischen Geldgebern abhängig, der Kredit für Handel und Industrie sehr teuer. Durch den Weltkrieg ist es wesentlich besser geworden, die Auslandsschulden konnten zurückbezahlt werden, die Schifffahrt verdiente an den hohen Frachten, Handel und Industrie an großen Kriegslieferungen. Aber noch immer fällt ein Vergleich mit den Vereinigten Staaten sehr zuungunsten Japans aus, oder vielmehr: ein Vergleich ist überhaupt gar nicht zu ziehen. Die nordamerikanische Union mit ihrer Rekordproduktion steht unendlich über Japan, das etwa mit dem Deutschland von 1885 zu vergleichen ist.

# Aus allen Ecken

Alle Drucke. Wir haben es in dem einen unserer Bilder mit der Illustration aus einem italienischen Buch des ausgehenden 15. Jahrhunderts zu tun. Während bis dahin die Illustrationen der Bücher handgezeichnete Bilder, sogenannte Miniaturen, waren, wurden die Illustrationen, seitdem die Bücher selbst gedruckt werden, nicht mehr

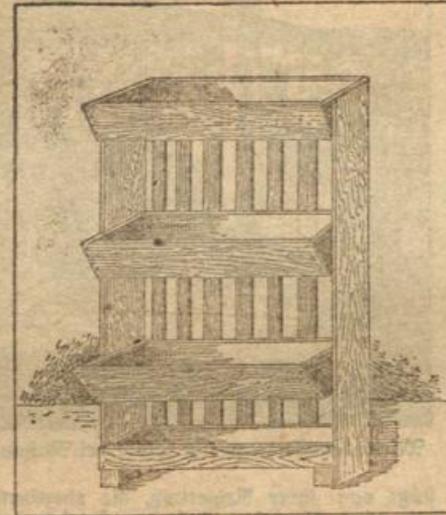
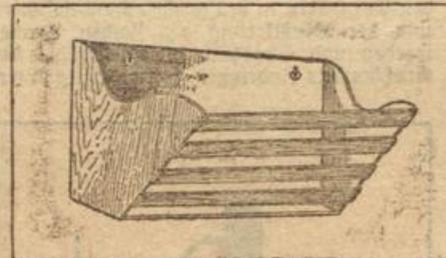
sich damit begnügt, die Konturen oder Umrislinien zu zeichnen. So liegt entsprechend der Reiz des Wertes nicht in der Wechselwirkung von Hell und Dunkel, sondern in dem Nebeneinander und Zueinander der reinen klaren Flächen. — Die zahllosen uns überkommenen Holzschnitte und Kupferstiche aus dem 15. und 16. Jahrhundert haben für uns neben ihrer künstlerischen Bedeutung, die keineswegs immer sehr groß ist, noch eine eminent wichtige kulturhistorische Bedeutung. In jener Zeit gab es noch keine Zeitung; doch aber wollte das Volk natürlich in irgendeiner Weise Anteil am Weltgeschehen und Kenntnis haben. Und diesem Volksbedürfnis nach Aufklärung verdanken wir die große Zahl der Holzschnitte und Stiche. Diese erschienen in einer Zeit, da Lesen und Schreiben zu den Seltenheiten gehörten, durch ihre einfachen sinnfälligen Bildarstellungen den ausführlichen Sachbericht der heutigen Tageszeitungen. Aus

seiten in gleichmäßiger Entfernung Leisten an, auf denen dann die übrigen Kästen ruhen. — Zur Aufbewahrung von Gemäsen fertigt man schrankartige Gestelle an (Abbildung). Die Seitenteile werden mit der Rückwand, welche aus Leisten besteht, durch dazwischen angebrachte Kästen verbunden. Die Böden der Kästen sind aus Leisten, welche gleichmäßigen Abstand haben, zu fertigen. Die zweite Horde wird in ähnlicher Weise hergestellt; sie ist jedoch zum Aufhängen an die Wand eingerichtet. — Auch ein Gestell zur Aufnahme von Töpfen, Gläsern usw. ist gut zu gebrauchen. Es besteht aus zwei leiterartigen Seitenteilen. Die Querleisten erhalten je zwei Löcher, desgleichen die Seitenteile der Bretter (B) und zwar in genau gleichen Abständen. Dann legt man die Bretter zwischen das Leitergestell und schraubt es zusammen. o. g.



Topfregal

Exemplar für Exemplar mit der Hand geschrieben, sondern gleichfalls mit dem Drucke vervielfältigt. Einige Zeit hindurch stellte man sogar jede einzelne Buchseite als einen regelrechten, Text und Bild umfassenden Holzschnitt her. Die auf diese Art gedruckten Bücher nennt man Blockbücher. Sie sind sehr selten und werden hoch bezahlt. — Was nun unsere heutigen Abbildungen betrifft, so zeigen sie, wie man in den Anfängen des gedruckten Illustrationsbuches die Zeichnung möglichst einfach und durchsichtig hielt. Der



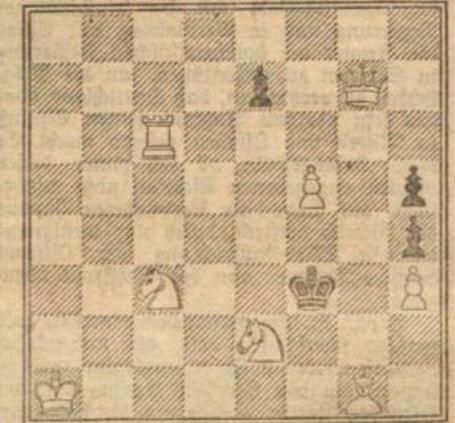
Gestelle zum Aufbewahren von Gemüse

solcher Zeit stammt auch unsere Abbildung, die uns in einem sehr interessanten Holzschnitt auf offenem Plage eine Münzwerkstatt und Wechselstube vorführt. An einem Tische sitzt der Münzmeister, der mit dem Hammer neue Münzen prägt, links von ihm sitzt ein Geldwechsler hinter einem Tische. Ein geistlicher Standesherr erscheint zur Rechten auf einem prächtig geäumten Tier, sein Beauftragter scheint beschäftigt, die Güte des Geldes zu prüfen — eine Goldwaage liegt vor ihm. a. b.

Allelei Gestelle kann man zur beginnenden Herbstzeit namentlich für Obst- und Gemüselagerung gut gebrauchen. Um frisches Obst bis in den Winter hinein aufbewahren zu können, stellt man sich ein Herdengestell her. Man fertigt sich flache Kästen an, deren Boden aus Leisten bestehen. Das Hauptgestell hat vier starke Leisten, welche unten durch schmale verbunden werden. Oben an den Schmalseiten werden Leisten und auf diesen der oberste Kasten aufgenagelt. Dann befestigt man an den Schmal-

Schach.  
Bearbeitet vom Vorstehenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.  
Nr. 17.

Otto Dehler (Monatshefte f. Sch. 1903).

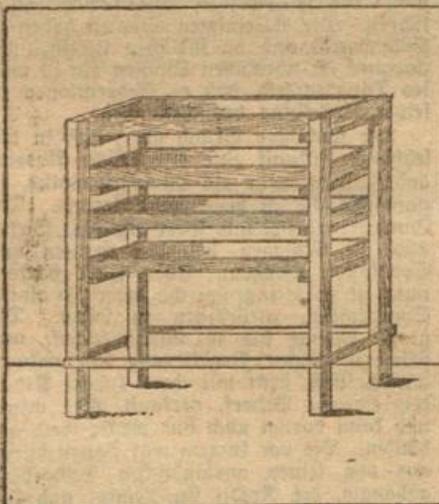


Mat in 2 Zügen.

Weiß: 1. d4, 2. e4, 3. e5, 4. f3, 5. g3, 6. h4, 7. h3, 8. h2, 9. h1, 10. g1, 11. f1, 12. e1, 13. d1, 14. c1, 15. b1, 16. a1.  
Schwarz: 1. d5, 2. e6, 3. f7, 4. g8, 5. h9, 6. g10, 7. f11, 8. e12, 9. d13, 10. c14, 11. b15, 12. a16.  
Der Verfasser unseres heutigen Problems ist Leutnant der Reserve und lebt durch Granatknall schwer bedrückt im „Heimlichen“ in Hannover. Mit obigem Problem machen wir den Anfang, auch dem Lebensbedürfnis der vorangegangenen Schachfreunde Rechnung zu tragen. Wäher haben wir, zur Einführung in die Kunst des Aufgabenschachs, nur sehr leichte 2- und 3-Züger, den jetzt an werden wir schwerere 2- und 3-Züger bringen. Lösung Nr. 16: Otto Dehler f. 1. e3-f2, 2. d1-bellebig, 3. e5-a7 oder e5-d4. 1. . . . . f7-g6, 2. e3-d5.

Spanische Partie,

gespielt auf dem Schiff „Victoria Augusta“.  
Weiß: 1. d4, 2. e4, 3. e5, 4. f3, 5. g3, 6. h4, 7. h3, 8. h2, 9. h1, 10. g1, 11. f1, 12. e1, 13. d1, 14. c1, 15. b1, 16. a1.  
Schwarz: 1. d5, 2. e6, 3. f7, 4. g8, 5. h9, 6. g10, 7. f11, 8. e12, 9. d13, 10. c14, 11. b15, 12. a16.  
Der Verfasser dieses Problems ist Leutnant der Reserve und lebt durch Granatknall schwer bedrückt im „Heimlichen“ in Hannover. Mit obigem Problem machen wir den Anfang, auch dem Lebensbedürfnis der vorangegangenen Schachfreunde Rechnung zu tragen. Wäher haben wir, zur Einführung in die Kunst des Aufgabenschachs, nur sehr leichte 2- und 3-Züger, den jetzt an werden wir schwerere 2- und 3-Züger bringen. Lösung Nr. 16: Otto Dehler f. 1. e3-f2, 2. d1-bellebig, 3. e5-a7 oder e5-d4. 1. . . . . f7-g6, 2. e3-d5.



Gestell zum Aufbewahren von Obst

Künstler, der den Geistlichen am Harmonium und den jungen Mann mit der Laute darstellte, hat auf jeden Schatten verzichtet. Rein technisch wäre es wohl möglich gewesen, den Schatten durch sogenannte Kreuzlagen zu geben, doch hat man zu jener Zeit davon noch nicht Gebrauch gemacht. Der Künstler des anmutigen Bildchens hat